Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 1

Artikel: Eigenheiten des deutschen Nationalgefühls
Autor: Schubart, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158646

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eigenheiten des deutschen Nationalgefühls.

Von **Walter Schubart.**

Bis heute ist sich der Deutsche nicht darüber klar: was will er eigentlich im Verhältnis zu den übrigen Nationen? Diese Unsicherheit trat erschreckend hervor, als sich inmitten des letzten Krieges immer lauter auf deutschem Boden die Frage erhob: Für welche Ziele führen wir den Krieg? Eine klare und einheitliche Antwort fand sich nicht. Der Existenzkampf des deutschen Volkes wurde von keiner großen politischen Idee getragen. Die Fernhaltung des Feindes vom eigenen Land war eine militärische Notwendigkeit, aber kein politisches Ziel. Das Bewußtsein einer Nationalmission blieb den Deutschen auch im Kriege versagt. Man vergleiche damit die Wucht der Ideen, die die westlichen Demokratien gegen Deutschland einzusetzen hatten: Freiheitliche Staatsform gegen feudale Rückständigkeit, Menschenrechte gegen Tyrannis, Menschenwürde gegen Militarismus usw. Der Krieg erschien ihnen als Fortsetzung der französischen Revolution, als guerre aux châteaux, als Aufstand der bürgerlichen Massen, als Kreuzzug der Kultur gegen die Barbarei. Über den Wahrheitsgehalt und den objektiven Wert dieser Losungen ist hier nicht zu entscheiden. Es soll nur gezeigt werden, über welche politischen Ideale die westlichen Nationen verfügten, um das Bewußtsein einer Sendung und dadurch das Gefühl der Überlegenheit in ihren eigenen Reihen zu erhalten, und zugleich auf die neutralen Völker Eindruck zu machen. Deutschland verkündete, daß es nur sich selbst behaupten wolle. Daran lag der Welt nichts. England und Frankreich aber sprachen von ihrem Kampf für Frieden und Freiheit der Welt: Das gefiel der Welt.

Die Deutschen haben keinen Nationalgedanken, keinen nationalen Messianismus (wie Engländer, Spanier, Polen oder Russen), eine Folge des extremen Eigengefühls der Deutschen, das nicht nur ihre politische Zerrissenheit verschuldete und ihre politische Einigung auffällig lang hinausschob, sondern auch verhinderte, daß sie ihren politischen Blick auf das Ganze der Menschheit richteten. Dem Deutschen fehlt der Sinn für die organische Verbundenheit der Nationen. Die Solidarität der Völker ist für ihn niemals eine politische Realität gewesen. Der einzelne Deutsche mag den Ehrgeiz haben, mit seiner Person über die Grenzen seines Volkes hinauszuwirken. Die Nation als Ganzes aber hat nicht das Bedürfnis, einen Beitrag für die Menschheit zu leisten. Fichte meinte zwar: „Nur der Deutsche vermag im Zweck für seine Nation den Zweck der ganzen Menschheit zu erfassen." Er behauptet also vom Deutschen dasselbe, was Dostojewsky vom Russen behauptet. Daß dieser Ausspruch auf das Deutsche Reich seit 1871 nicht paßt, bedarf keines Beweises. Aber auch zur Zeit, als er fiel, vor 1813, also vor Geburt des preußischen Nationalismus, konnte er sich nur auf einzelne, geistig besonders durchgebildete Deutsche, aber nicht auf den deutschen

Typus beziehen. Der Nationalgedanke indes verlangt mehr als die Zustimmung der geistigen Elite, er muß — bewußt oder unbewußt — den Kern der ganzen Nation derart durchdringen, daß er ihre Haltung in allen entscheidenden Fragen des Gemeinwesens bestimmt. Gerade das aber ist bei den Deutschen nicht möglich geworden. Es ist der Riß zwischen geistiger und politischer Zone, der seit der Reformation das deutsche Kulturleben entstellt und der es ausschloß, daß sich die Menschheitsperspektive weitblickender Geistesgrößen mit dem Staats- und Volksbewußtsein verband und in ihm den Nationalgedanken entzündete. Die Träger der politischen Macht zeichnen sich durch Ideenleere aus und bringen es in ihrer mentalen Enge zu keinem nationalen Gedanken. Die Geistesträger sind politisch ohne Macht und Einfluß und bringen es in ihrer Volksentfremdung zu keinem nationalen Gedanken.

Es ist sogar die Frage aufgetaucht: Haben die Deutschen überhaupt Nationalgefühl? Hierüber sind die Meinungen geteilt. Vielfach gilt der Deutsche als leidenschaftlicher Patriot, ein Urteil, das Kriegserfolge zu bestätigen scheint. Zweifellos sind diese Kriegsleistungen ein Ruhmesblatt der Nation, nur beruhen sie nicht auf dem deutschen Nationalgefühl, sondern auf Heimatliebe, Staatsbewußtsein und Soldatentum.

Der Deutsche ist landsmannschaftlich eingestellt, ein Erbe altgermanischer Zeit, in der es nur Stämme und Stammesbewußtsein gab, bis das Christentum die Gegensätze zwischen ihnen dämpfte und die Deutschen in einer überregionalen Gemeinschaft zusammenführte. Noch heute denkt der Deutsche, wenn er von Deutschland spricht, nicht zuerst an das Reich, sondern an sein Dorf, an seine Stadt. Wenn überhaupt, so ist der Deutsche nur mit dem Landsmann innerlich verbunden, und auch nur, wenn er ihm in der Fremde begegnet. Dann schließen sie sich zusammen, privat und in ganzen Vereinigungen. Immer geht das Stammesbewußtsein dem Nationalbewußtsein vor. Das Wort Volksgenosse, das heute kursiert, wird nie den warmen Klang von Landsmann haben.

Auch das Staatsbewußtsein darf mit Nationalgefühl nicht verwechselt werden. Es beruht auf der Bereitschaft, sich in die staatliche Ordnung, die mit dem Volkstum begrifflich nicht identisch ist, in die Ordnung irgend eines Staates, in ein staatliches Normengefüge einzugliedern. Kraft dieses Staatsbewußtseins ist der Deutsche im Stande, mit derselben Treue, mit der er dem eigenen Staate dient, auch fremden Staaten zu dienen. Deutsche in fremden Diensten haben sich immer bewährt und ihren neuen Brotherrn nie verraten, selbst dann nicht, wenn es gegen Deutschland ging. Im Zarenreich nahmen Deutsche, besonders aus den baltischen Provinzen, die höchsten Posten ein. Die russische Krone vertraute ihnen mehr als manchen Russen. Wo Deutsche in russischer Kriegsgefangenschaft eine auffällig harte Behandlung erfuhren, stellte sich auf Beschwerde nicht selten heraus, daß der Lagerkommandant — ein Deutsch-Balte war. So seltsame Blüten kann das Staatsbewußtsein des deutschen Menschen treiben.

Soldat ist der Deutsche mit Leib und Seele. Franzosen sind Soldaten, weil sie ihr Vaterland, Deutsche, weil sie das Soldatenleben lieben. Nicht aus Patriotismus gehen die Erfolge der deutschen Heere hervor, sondern aus soldatischem Instinkt und militärischem Pflichtgefühl. Der deutsche Soldat mit seiner Landsknechtsnatur schlägt sich in fremdem Dienst genau so gut und genau so gern wie im Dienst des eigenen Volkes. Deutsche stellten die Leibwache der Caesaren. 300 Schweizer-Deutsche ließen sich 1792 für einen französischen König erschlagen. Amerikanische Deutsche zogen 1918 freiwillig gegen Deutschland in den Krieg und entschieden ihn. Das sind nur einige Beispiele, und nirgends ein Fall von nationalen Gewissensbissen oder von gebrochener Treue gegen den fremden Kriegsherrn.

Löst man das deutsche Nationalgefühl von Heimatliebe, Staatsbewußtsein und Soldatentum ab, so zeigt es sich in seiner natürlichen Schwäche. Instinktiv scheut der Deutsche die Berührung mit dem Fremden. Zum russischen Allgefühl gehört der politische Messianismus, zum deutschen Eigengefühl gehört die politische Autarkie. Den Deutschen befriedigt am tiefsten das Ideal der nationalen Selbstgenügsamkeit, von der Forderung nach dem geschlossenen Handelsstaat bis zum heutigen Schrei nach Autarkie. Hier spricht sich nicht nur die berechtigte Sorge um nationale Sicherung, sondern der Urinstinkt des Deutschen aus. In einer Art von Verdrossenheit zieht er sich am liebsten vor fremden Nationen zurück. Er will nicht mehr mittun, er will für sich allein sein. Der Individualismus erfaßt als absondere Macht das ganze Volk. Autarkie bedeutet Verzicht auf Weltmission, auf Weltwirkung. Die Stimmung der Eigenbrötelei, besonders bedenklich in Fragen der Kultur, begründet ein Eremitentum im Großen. Es hat bei den Deutschen im Laufe der Zeit verschiedene Formen angenommen, aber da war es stets. Seitdem sie sich als Nation fühlen, sind sie von tiefem Mißtrauen gegen internationale Zusammenarbeit beseelt. Sie sehen sich lieber Krieg führen als über den Frieden verhandeln. Die Sorge, am Diplomatentisch unterlegen zu sein, hat sie nie ganz verlassen. Als die Sozialisten 1918 zur Macht gelangten, verzichteten sie sofort und bieder auf Weltpolitik. Damit glaubten sie das Recht zum Für-sich-sein zu erkaufen. Auch sie wollten in ihrem Land wie auf einer Insel leben. Der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund 1933, die Abkehr von internationalen Veranstaltungen (Nobelpreis, Weltkirchenkonferenz, kollektive Sicherheit) liegt auf gleicher Linie. Immer liebt es der Deutsche, abseits zu gehen. Er verübelt es andern Völkern, wenn sie seinen Inselstandpunkt nicht anerkennen. Hier haben wir das private Ideal der Selbstversponnenheit, jedoch übertragen auf die ganze Nation. Ohne diese Grundeinstellung wäre das Ideal der reinen Rasse — der biologischen Insel — oder der Autarkie — der wirtschaftlichen Insel — unmöglich. Gefühlsmäßig betrachtet der Deutsche die Isolierung seiner Nation als Wohltat, nicht als Gefahr. Nur so konnte es geschehen, daß er 1914 20 Kriegserklärungen nicht mit einer Panik, sondern zum Erstaunen des Auslandes mit Witzen beantwortete.

Der Verstand sah natürlich den Ernst der Lage ein, aber das Gefühl kehrte sich nicht an den Verstand.

Die Schwäche seines Nationalgefühls ahnend, zieht sich der Deutsche — vorsichtig oder schmollend — vor dem Fremden auf sich selbst zurück. Gibt er sich ihm aber hin, so erliegt er ihm leichter und rascher als andere Nationen, oder er schützt sich — in einem Akt der Überkompensation — durch übertrieben schroffe Abwehr des Fremden und maßlose Selbstüberschätzung. Die Haltung des Deutschen gegenüber dem Ausland schwankt zwischen sklavischer Nachahmung und wütendem Protest. Der deutsche Nationalismus ruht nicht fest in sich selbst. Er lebt nicht aus eigener Kraft, sondern bedarf der Reibungsfläche, um sich zu entzünden. Zwei Deutsche brauchen einen gemeinsamen volksfremden Gegner, um sich als Deutsche zu fühlen. Sie streben nicht zueinander zu einer natürlichen Mitte hin, sondern sie bewegen sich nebeneinander gegen denselben Feind. Nicht die Mitte zieht sie an, sondern der Gegner. Bismarck wußte, daß er einen Krieg gegen Frankreich brauchte, um in ihm das deutsche Volk zu einigen. Moltke sprach vor 1870 in seinen Schriften wiederholt die gleiche Ansicht aus. 1914 kam in Deutschland die Grußformel auf: „Gott strafe England". Der patriotische Gruß erinnerte an den gemeinsamen Feind, nicht an das gemeinsame Vaterland. Der Nationalfeiertag des Bismarck'schen Reiches war nicht der Tag der Reichsgründung, sondern des Sieges von Sedan. Er erinnerte nicht an den Zusammenschluß der Deutschen, sondern an die Niederlage des gemeinsamen Feindes. Stets erlebt sich das Eigentümlich-Deutsche als Negation des fremden, nicht als Bejahung des eigenen Wesens. Darum will die Frage nicht verstummen: Was ist deutsch? Recht weiß man nur, was nicht deutsch ist. Das deutsche Nationalgefühl lebt vom gemeinsamen Hasse. Es ist seiner Natur nach kriegerisch und schließt den Pazifismus aus. In friedlichen Lagen schläft es sehr bald ein. Nur unter dem Drucke des Hasses läßt es sich wach halten. Nur in Gegenbewegungen schlägt es mächtige Wellen. So war es 1813, 1870, 1914, 1933. Auch der Nationalsozialismus kam als Antisemitismus hoch. Erst am gemeinsamen Gegensatz zum Judentum erkannten und fanden die Deutschen sich selbst, oder glaubten es wenigstens. Hier wird der Protestcharakter des deutschen Nationalgefühls besonders deutlich. Während das russische nationale Sendungsbewußtsein nach der Einigung des Menschengeschlechtes drängt und aus dem Welteinigungsgedanken die stärkste Nahrung zieht, lebt das deutsche Nationalgefühl von den Völkergegensätzen und würde erlöschen, wenn die Welteinigung gelänge. Nehmt den Deutschen den gemeinsamen Feind, und sie werden einander zu Feinden! Dann stürzen sie in das entgegengesetzte Extrem: Das Fremde wird über Gebühr gepriesen und nachgemacht. Der Wechsel ist oft jäh und plötzlich. Man denke an die deutsche Haltung gegenüber England vor und nach 1914. Das deutsche Nationalgefühl weist hysterische Züge auf. Es äußert sich sprunghaft und exaltiert. Schnell kommt es, schnell verfliegt es. Von der nationalen Glut der ersten Kriegstage war

schon im Oktober 1914 nichts mehr da. Ihm fehlt die Stetigkeit, die strenge Form und vor allem die Selbstkritik. Der deutsche Nationalismus versagt, wenn er sich gerade bewähren müßte, im Augenblick der nationalen Niederlage. Die Vorkommnisse, die 1806 der Schlacht bei Jena, 1918 dem Abschluß des Waffenstillstandes folgten, bieten ein wenig erfreuliches Bild. Wie sticht dagegen die Haltung der Römer nach Cannae, der Franzosen vor der Marneschlacht ab! So tapfer der Deutsche als Soldat, so verzagt ist er als Bürger. Er hat keinen Bekennermut. Ihm fehlt — nach einem Ausspruch Bismarcks — die Zivilcourage. Seinem Zivilleben ist eine „ängstlich enge Sphäre" eigen. (Hölderlin.) „Er ist so lange Hase, bis ihm von Obrigkeitswegen der Befehl erteilt wird, in der Gestalt eines Löwen zu erscheinen". (Hebbel.) Ein sonderbarer Widerspruch: Dasselbe Volk, das erstklassige Soldaten stellt, verdient mitunter den Vorwurf der nationalen Würdelosigkeit. Wie ist das zu erklären?

Es liegt daran, daß der Krieg und er allein den extremen deutschen Individualismus und damit die Urangst, das Gefühl metaphysischer Vereinsamung, diese Grundempfindung des Deutschen, durchbricht. Der Krieg hebt das Einzelschicksal auf. Das ist es, was die Deutschen am Kriege lieben. Im Krieger überwinden sie den Bürger. Das Lagerleben erlöst sie von der Bürgerlichkeit. Sie suchen und lieben in der Waffenwelt die Nähe des Krieges und im Krieg die Nähe des Endes. Sie fühlen die dunklen Beziehungen zwischen Tod und Gemeinschaft, wie schon Platon, der seinen Staatsentwurf auf durchaus kriegerische Zustände gründete. Nirgends wirkt der Drang, über die Grenzen der eigenen Person hinauszugelangen, so unwiderstehlich wie unter den Augen des Todes. Nur auf dem Schlachtfeld ist der Tod der Alleinbeherrscher des Lebens. Darum ist der Krieg der Stifter der dauerhaftesten Bünde. Waffenbrüderschaft ist die älteste und haltbarste Form des Brudergedankens. Je unerbittlicher wir in unsere Person eingeschlossen sind, um so heftiger ist mitunter die Begierde, aus dem Kerker der Person hinaus ins Freie zu kommen. Hier stoßen wir auf die Quelle der deutschen Kriegsbegeisterung, die in allerunterstem Seelenschichten liegt. Der Mensch des extremen Eigengefühls hat die sozialisierende Macht des Krieges nötiger als irgend ein anderer. Darum sah man an den Deutschen niemals so aufrichtig fröhliche Mienen, so leuchtende Augen und so sorglose Gesichter wie in den Augusttagen 1914. Ausländer, die diese Zeit auf deutschem Boden erlebten, berichten ebenso übereinstimmend wie überrascht vom geradezu orgiastischen Taumel, in den der Kriegsausbruch die nüchternen Deutschen stürzte. Je nachdem, ob man den Deutschen gewogen war oder nicht, leitete man den Kriegsrausch aus Patriotismus, Abenteuerlust oder wiederaufgebrochenen rohen Urinstinkten ab. Wir müssen dieser Psychologie der deutschen Kriegsbegeisterung entgegentreten. Hier geht es um viel elementarere Bedürfnisse als Vaterlandsliebe oder Blutdurst. Die Deutschen lieben den Krieg nicht, weil er Gelegenheit bietet, Menschen fremder Nationen zu töten, sondern weil er die

Menschen gleicher Nation zwingt, sich für einander töten zu lassen. Sie lieben ihn als die einzige Form, in der Vollmonaden eine echte Gemeinschaft bilden können. Er befreit von der Unzahl der höchstpersönlichen Sorgen des Tages, unter denen der Deutsche mit seiner Eigenbrötelei und mit seinem Miniaturtrieb wie kein zweiter leidet. Er zwingt, das Leben vom Ende her zu sehen. Er gibt den Deutschen die Gebärde der Gleichgültigkeit, die mit souveräner Verachtung über das Vergängliche hinwegstreicht. Er gleicht den Deutschen seelisch dem Russen an, wenigstens an den Fronten, wo man mit Feind und Tod in Fühlung bleibt. Er ermöglicht das, was es sonst unter Deutschen niemals gibt: Brudergefühl. Kein Volk hat so viel vom Kriegserlebnis der Kameradschaft gesprochen, und kein Volk hat dieses Erlebnis so nötig, und keines hat es so rasch nach dem Krieg wieder verloren, wie das deutsche. Die Deutschen halten zusammen, solange sie Soldaten sind. Nach Schluß der militärischen Aktion laufen sie auseinander und verwandeln sich in Privatleute, die bald den Blick für das Ganze verlieren. Mit der Uniform ziehen sie ihr Gemeingefühl aus. Nur der Krieg mit seinen Todesschatten hat die Macht, die Panzerung der deutschen Einzelseele zu sprengen. Dann — nur dann — können sie zueinander brüderlich werden. Die mit persönlicher Verantwortung überlastete Monade atmet auf, wenn das zersplitternde bürgerliche Dasein in den sammelnden Zustand des Krieges einmündet. Berauscht stürzt sie sich in die namenlose Masse. Erlöst kehrt der Tropfen zum Meere zurück. Das war das deutsche Kriegserlebnis von 1914: Das Sichtbarwerden letzter innerer Nötigungen, ein seelischer Vorgang von elementarer Gewalt, das Verstummen der Urangst. Darum sind auch die Staatsfeinde (Sozialdemokraten) von ihm ergriffen worden. Sie liebten ihr Vaterland wenig und haben es oft gelästert, aber Vollmonaden waren sie alle, so daß sie den Kriegsrausch als persönliche Befreiung in vollen Zügen genossen. Wenn irgendwo, so zeigt sich gerade hier, daß die Urangst keine Furcht vor dem Tode ist, vor dem Schmerz des Sterbens, sondern vor der kosmischen Vereinsamung. (In Deutschland sank während des Krieges die Selbstmordziffer trotz steigender Not und Entbehrung mit gesetzlicher Regelmäßigkeit und erreichte 1918 einen seit Jahrzehnten nicht dagewesenen Tiefpunkt!) Von hier aus muß der deutsche Militarismus gewürdigt werden. Er geht weder aus Patriotismus noch aus Kampflust, sondern aus heimlichem Bedürfnis nach Gemeinschaft hervor. Er ist Militärkommunismus. Er beweist nicht Nationalgefühl, sondern er ersetzt es. Er gleicht einen Mangel aus, an dem andere Nationen weniger leiden. Er ist keine bloße Staatsinstitution, die bestimmte Zwecke verfolgt, sondern Ausdruck einer tiefen Sehnsucht von eigensüchtigen Bürgern nach einem Zustand, in dem sie nicht mehr Bürger sind. Da andere Völker das extreme deutsche Eigengefühl nicht aus eigener Erfahrung kennen, können sie sich die erlösende Wirkung nicht erklären, die das Soldatentum auf den Deutschen ausübt, oder sie erklären sie sich falsch, aus Raubgier und Eroberungslust. Daher

sind die Mißverständnisse, denen im Ausland der deutsche Militarismus preisgegeben ist, nicht nur schwer, sondern unvermeidlich und unüberwindlich.

Mythos und Technik bei Georges Sorel.

Von **René König.**

Wenn wir in dem Titel unseres Berichts die beiden Hauptworte durch ein „und" verbunden haben, so darf dies „und" nicht im Sinne einer einfachen und unverbindlichen Koordinierung verstanden werden, der etwa andere ähnliche Verbindungen angeschlossen werden könnten. Diese Verbindung ist zunächst aufzufassen als ein Zusammenfügen einander denkbar entgegengesetzter Mächte, etwa in dem Sinne, wie wir bei Kant von Natur und Freiheit sprechen. Zudem drückt sich, ebenfalls wie bei Kant, in diesem polaren Gliederpaar das tiefste Problem Sorels aus, dessen Denken in dieser Diathese seine Systemspitze und — wie wir schon jetzt bemerken können — seine Grenze erreicht. Läßt er doch ohne weitere Reflektion sein Denken in diesem Dualismus enden, während Kant in seiner Kritik der Urteilskraft von Neuem anhebt, um seinem System eine letzte und tiefste Einheit zu geben. Diese Einheit erlaubt es dann, Natur und Freiheit in der Kunst und in der Naturteleologie zusammenzuschließen, nachdem sie ihm auf der vorhergehenden Stufe seines Denkens untrennbar auseinandergefallen waren. Damit schreitet Kant in genau der gleichen Richtung weiter wie die idealistische Philosophie, für die diese letzte Einheitsbegründung allerdings noch erschwert wird durch das von Herder und Schiller vermittelte Eindringen der geschichtlichen Welt in das System des transzendentalen Idealismus. Erst in Hegels Phänomenologie des Geistes und in seiner Philosophie der Geschichte sollte diese Bewegung zu ihrem Ende gelangen.

Allerdings war diese Einheitsgewinnung nur von kurzer Dauer. Gleich nach dem Tode Hegels zerfiel das System des Idealismus vor den anbrandenden Wirklichkeiten der neuen Welt. Diese Wirklichkeiten waren verschiedener Natur: das revolutionäre Proletariat bei Karl Marx, der lebendige Gott bei Soeren Kierkegaard, das kosmisch verankerte Bild des Propheten bei Friedrich Nietzsche. Aber eines war allen diesen Bewegungen gemeinsam: die Ablehnung des Systemgeistes, der unangesehen aller Forderungen der Wirklichkeit seine Wege geht und zur Einheit zusammenzuschweißen sucht, was in Wirklichkeit heillos zerfallen ist. Als neue Aufgabe der „Philosophie der Zukunft" erschien die Forderung, die Hegelsche Philosophie vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen. Und wer mit den Füßen